

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Pfl., für 1 Monat 70 Pfg. (Westgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21, Leipzig. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13608. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabenden).

Inserate kosten die 6gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzbeschriftung 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 3.50 Pfl. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Pfl. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die jährliche Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Postgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

In Wurzeln wurden sechs Sozialdemokraten in das Stadtverordnetenkollegium gewählt.

Die Generalversammlung des konservativen Landesvereins in Sachsen nahm gestern in Dresden Resolutionen gegen die Sozialdemokratie und die liberale Lehrerschaft an.

Der Reichstag begann gestern mit der Beratung des Arbeitsamtergesetzes.

Die Wahlen in Großbritannien werden voraussichtlich eine ähnliche Zusammensetzung des Unterhauses ergeben, wie sie bisher bestand.

Bei einem neuerlichen Gefecht bei Chihuahua hatten die mexikanischen Regierungstruppen 150 Tote und Verwundete.

Die neue Militärvorlage.

Leipzig, 6. Dezember.

I.

Der dem Reichstage zugegangene Entwurf eines Gesetzes über die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres entscheidet den lange in der Presse geponnenen Streit, ob die Regierung Forderungen für fünf oder nur für ein Jahr stellen wird; die Regierung hat sich für fünf Jahre entschieden, sie fordert ein sogenanntes Quinquennat. Ihr Entwurf verlangt die Erhöhung der Mannschaftenzahl in den fünf folgenden Jahren um 10 875 Mann; im Jahre 1915 soll das deutsche Heer die Zahl von 515 321 „Gemeinen“, Gefreiten und Obergefreiten betragen. Im nächsten Jahre wird die Zahl der Mannschaften von 504 496 auf 507 253, die Zahl der Unteroffiziere von 85 226 auf 88 292 wachsen, und zusammen mit den Offizieren, Verzten usw. 626 732 betragen, d. h. im allgemeinen um 5479 gewachsen sein. Die Wehrausgaben sollen im Militäretat des nächsten Jahres 8 831 921 Mark betragen, im Pensionsfonds mehr um 1 328 888 Mk. Die einmaligen Ausgaben sollen in diesem Quinquennat 82,4 Millionen betragen.

Die Regierung glaubt sich bezeichnenderweise noch besonders entschuldigen zu müssen, daß sie „nur“ diese Forderungen aufgestellt hat. Sie erklärt, sie habe nur „den fühlbarsten und dringlichsten Bedürfnissen des Heeres Rechnung getragen“ aus Rücksicht auf die Finanzlage des Reiches. Daß sie mit diesem Vorgehen bei konservativen Politikern und Militärs keine Anerkennung finden würde,

wußte sie wohl selber. Es handelt sich jetzt darum, so schrieb vor einigen Monaten Generalmajor Reim in dem konservativen Reichsbote, ob die verbündeten Regierungen auch beim Ablauf des Quinquennats ohne Rücksicht auf die Parteiverhältnisse im Reichstag die Festigkeit besitzen, diejenigen Forderungen zu erheben zur Verstärkung unseres Landheeres, die angeht der stets wachsenden militärischen Rüstungen Frankreichs und der im Zuge befindlichen Reorganisation des russischen Heeres unter gleichzeitiger namhafter Verstärkung desselben (um mindestens vier Armeekorps) unbedingt nötig erscheinen. Und erst unlängst schrieb pathetisch der konservative Militärschriftsteller C. von Zeppelin in der Kreuzzeitung:

Ein preussischer Kriegsminister, der aus politischen oder finanziellen Rücksichten nicht das fordert, was er für die Sicherheit des Vaterlands für unbedingt erforderlich hält, wäre seiner Stellung unwürdig. Einen solchen Mann wird ein Kriegsherr aus dem Hause Hohenzollern wohl nie wählen und auf einen Chef des Reichshauptquartiers, der dafür kein Verständnis hätte, würde daselbe zutreffen.

Das „Schrecklichste“ ist jedoch geschehen: die Regierung hat bei der Aufstellung des Militärprogramms finanzielle und wahltaktische Rücksichten walten lassen und sich so der Gefährdung der Sicherheit Deutschlands schuldig gemacht. „Die Militärvorlage, — schreibt die Kreuzzeitung in ihrer Sonnabendnummer — welche für die Fortentwicklung unserer Wehrkraft zu Lande auf die Zeit von 1911 bis 1916 maßgebend ist, können wir also nur als unzulänglich bezeichnen und ein Bedauern nicht unterdrücken, daß die Finanzlage noch immer ungünstig auf denjenigen Faktor einwirkt, auf dem unsere Machtentwicklung und unsere nationale Selbständigkeit in erster Linie beruhen.“

Die Forderungen der Militärschriftsteller im Verhältnis zu den Forderungen der Regierung zeigten zunächst, daß man ihre „sachmännischen“ Arbeiten nur mit größter Vorsicht benutzen darf. Denn entweder sind die von ihnen aufgestellten Forderungen so notwendig, wie sie behaupten — natürlich vom Standpunkt des kapitalistischen Staates, der für unsere Stellungnahme nicht in Betracht kommt — dann würde die Regierung ganz unverantwortlich handeln. Da jedoch nicht anzunehmen ist, daß die Regierung das Militär, ihren verwöhnten Liebling, plötzlich steifmützlich behandeln sollte, so kann man nur feststellen, daß die Militärschriftsteller eine unverantwortliche Hege treiben.

Wie sie bei ihren Anklagen und Forderungen vorgehen, zeigt am besten ihre Berufung auf die „wachsende französische Armeekraft“ und die russische Heeres- und Marinereorganisation. Was die erste betrifft, so wies der liberale Militärschriftsteller Gäbke mehr wie einmal auf die bekannte Tatsache hin, daß dem größeren Aus-

hebungsprozentsatz der französischen Armee die größere Minderwertigkeit des Menschenmaterials, das der Armee einverleibt wird, entspricht. Die französische Armee ist zudem, was die konservativen Militärschriftsteller gern verschweigen, oder gar durch Fraktionierung der Zahlen abzulugnen wollen, der deutschen Armee an Zahl unterlegen, was sich ja bei der um 25 Millionen stärkeren Bevölkerung Deutschlands nur von selbst versteht. Frankreich hat 39, Deutschland 64 Millionen Einwohner. Und die ununterbrochene Diskussion in der französischen Presse „über die Verwendung der Negers zum europäischen Kriegsdienst“ beweist besser als alles andre, wie wenig sich Frankreich militärisch dem deutschen Heere gewachsen fühlt. Was nun gar Rußland anbetrifft, so brachte gerade die konservative Presse eine solche Menge von Berichten über die Ausichtslosigkeit der Heeresreform in Rußland, solange der Bauer verhungert und als Analphabet kein vollwertiges Kriegsmaterial darstellt, daß man wirklich eine eiserne Stirn haben muß, um sich noch auf die russische Gefahr berufen zu können. Und kein anderer wie Graf Pfeil, der militärische Sachverständige der Taglichen Rundschau, kennzeichnete die famose russische Heeres„organisation“, die mehrere neue Armeekorps schafft, mit den trocknen Worten: diese Reorganisation wird das russische Heer zwar vermehren aber nicht verstärken.

Ergibt sich also die Ueberfülligkeit neuer Heeresverstärkungen schon vom Standpunkt bürgerlicher Politiker, so fällt die Kritik der neuen Heeresvorlage vom Standpunkt des arbeitenden Volkes noch ganz anders aus.

Moabit.

Neunzehnter Tag.

Die Sitzung begann mit der Erörterung des achtundzwanzigsten Falles, der die Angeklagten Pilz und Kraya betrifft. Ihnen wird zur Last gelegt, einen Arbeitswilligen mißhandelt zu haben. Zu diesem Falle wird als erster Zeuge der angeblich mißhandelte Arbeitswillige Wellschmidt vernommen. Er sagt, er sei am 4. oder 5. Oktober bei Kupfer in Arbeit getreten. An einem dieser Tage sei er von der Arbeit nach Hause gegangen. Auf der Straße seien zwei Männer an ihn herangetreten und hätten ihn gefragt, ob er bei Kupfer arbeite. Er habe erklärt, das sage er nicht. Darauf hätten ihn die beiden Leute mit Gummischläuchen und mit der Faust über den Kopf geschlagen. Auf dem Wege habe er zwei Schutzleute getroffen, die hätten ihn bis zur Beußelstraße begleitet. Dann sei er nach Hause gegangen. Kurz darauf sei er wieder heruntergekommen. Da seien ihm vier Männer entgegengetreten, die ihn festhielten und fragten, wo er arbeite. Er habe geantwortet: bei Kupfer. Dann hätten die Männer gesagt, er solle mitkommen, sie würden ihm andre Arbeit verschaffen, er könne in Pöbensen bei Ausschachtungsarbeiten anfangen. Die Männer seien nun mit ihm nach dem Lokal von Pilz in der Rostocker Straße gegangen. Er sei dort in das Hinterzimmer geführt worden, da seien viele

Seuilleton.

Rutland.

Erzählung von Jonas Lie.

Aus dem Norwegischen übersetzt von Emilie Stein.

Nachdruck verboten.

„Lieber Kristensen,“ sagte sie am nächsten Morgen besorgt, „du wirst doch nicht bei solcher Kälte ohne deinen Morgenkaffee fortgehen? Ich habe ihn dir auf den Ofen gesetzt und die Weizenstullen gewärmt.“ Sie brachte ihm beides. — „Siehst du, jemehr ich dran denke, desto mehr finde ich, daß du dich um all den Tratsch nicht im geringsten zu kümmern brauchst. Beim einen Ohr hinein, beim anderen heraus. In so einem Klatschnest gibt es ja immer etwas; wahrscheinlich ist also überhaupt gar nichts dran. Mach du dir keine weiteren Gedanken darüber, Kristensen! — Ich werde mich schon um die Sache kümmern. Wart ein wenig, ich blühte dir nur den Kopf ab. . . . Und jetzt verspricht du mir, achtzugeben und nicht lange nach unten auf dem Eis zu stehen; es ist Wasser darüber, sagen sie.“ Mit den letzten Worten begleitete sie ihn hinaus und schloß die Gängtüre hinter ihm.

Sie stellte den Geraniumtopf im Fenster beiseite und blickte hinaus. Ihr Mann ging die Gasse hinab und grüßte die ihm Begegnenden ziemlich kurz und abweisend, zuerst Höler Røed und weiter unten Schiffer Fossun. Sie drehten sich beide rasch um und sahen ihm nach. „Was es nur sein mag? . . . Ein Wunder ist's nicht, daß es ihn gewurt hat. So guden sie uns vielleicht aus jeder Scheibe nach, wenn wir durch die Stadt gehen. Na — in Gottes Namen, wenn wir doch nichts getan haben! Aber heraus soll es!“

Madam Kristensen kleidete sich mit viel Sorgfalt an, während sie dabei ihre Grübeleien unaufhörlich weiter

verfolgte. Das kleine schwarze Seidenhalstuch nahm sie mehreremal ab, ehe sie es mit einer Brustnadel befestigte, und das Kleid wurde vor dem Spiegel einer genauen Musterung unterzogen. Sie brütete über einem passenden Vorwand, um zum Schuttheiß zu gehen. Der fast verwachsene alte Brunnen unten bei der Keeserbahn war ihr längst ein Dorn im Auge gewesen. Es war das reine Gotteswunder, daß nicht jedes Jahr ein Kind hineinfiel. Er mußte unbedingt ausgefüllt und geschlossen werden! . . . Dann war da die arme Kviste-Kart, gegen die das Armenwesen so unverantwortlich verfahren war. Und nicht besser sah es mit dem kleinen Jungen am Westkamm aus, dessen Eltern gestorben waren und über dessen traurige Verhältnisse sie genauen Bescheid wußte . . .

Sie entschied sich diesmal für den Brunnen; aber der Zeiger der Uhr rückte so unglücklich langsam vor, bis er endlich die Vormittagsstunde anzeigte, in der sie sich auf den Weg machen konnte. Um halb elf Uhr stand sie in ihrem vollen Staat oben und klopfte an die Zimmertüre, erhielt jedoch den Bescheid, der Schuttheiß habe zu tun. Nachmittags war sie wieder da, bekam jedoch dieselbe Auskunft und ganz ebenso den nächsten Morgen. Sie war es sonst nicht gewohnt, in dieser Art dort empfangen zu werden und verstand auch ein halbgefungenes Lied zu deuten: — sie begriff, daß der Schuttheiß erraten habe, was sie ihn fragen wolle, und sich auf die Sache nicht einlassen wolle.

Gekränkt und unruhig über die Behandlung, die sie erfahren hatte, grübelte und sann sie weiter. Etwas mußte es also doch sein.

Als Kristensen mittag heimkam, ließ sie sich nichts anmerken, war lauter Liebenswürdigkeit und stellte den Aquevit, den er sich sonst aus dem Schrank zu holen pflegte, selbst vor ihn hin auf den Tisch.

Madam Kristensen war klug und diplomatisch. Sie hatte die Wahl zwischen mehreren Wegen und grübelte über den besten nach. Einen Augenblick war sie nahe daran, direkt zu Madam Eriksen zu gehen; sie wußte, daß

sie dort an der Quelle stehe. Aber die süßliche, unterwürfige Person würde sich wohl aus der Affäre zu ziehen wissen und vielleicht obendrein nur um so mehr hinter ihr drein posauern. Ja, das wäre ja gerade etwas für sie, wenn sie erzählen könnte, Madam Kristensen sei bei ihr gewesen, um den Schmutz von ihrem Manne abzuwaschen.

Ihr Freund, der Tafelmeister, war ein geachteter Mann, der keine krummen Wege ging. Er hörte nie auf Gerüchte. Wußte er etwas, so war es auch nicht leicht, es aus ihm herauszutreiben.

Indessen, sie hatte keine Ruhe; etwas mußte versucht werden, und nachmittags sah sie am Kaffeetisch bei Røelsberg.

Es wurde viel von Polly gesprochen und beinahe nichts von Bernt; die erste Tasse war getrunken, und die zweite sollte eben mit Sahne versehen werden, als Madam Kristensen einen Seufzer ausstieß:

„Ja, wer ohne Verleumdung durch die Welt gehen könnte, Tafelmeister!“

„Jawohl, das ist ein Wahrwort, Madam Kristensen! Es steht geschrieben: „so daß wir nicht verleumben oder Uebles reden von unserem Nächsten, sondern alles im besten Sinne aufnehmen!“ Um dieses Gebotes willen werden einmal beim jüngsten Gericht auf manch einem Rücken Stöckschläge tanzen. „Du aber sollst dein Herz nicht den Worten des Verleumders öffnen,“ sagt . . .

„Ich weiß nicht, wer das sagt, Tafelmeister! aber jedenfalls sind hier viele, die es dennoch tun.“

„Die Junge ist ein Feuer . . .“

„Jawohl, das ist sie, und eines, das viele Häuser in Brand setzt. Aber wenn Feuer im Hause ist, sollte man seine Freunde zu sehen bekommen, Tafelmeister! Statt dessen . . .“

„Allzu wahr, Madam Kristensen! . . . Aber versorgen Sie sich jetzt . . . Sie betrachten die Zuckerschale? Ja, jetzt ist sie immer voll; aber wie war es im Vorjahre! . . . Es war ein schwerer Krieg, Polly von der Zuckerschale